



Originalversion



Wissen

Ein guter Arzt

Bernard Lown hat etliche Herzleiden entdeckt, den Defibrillator erfunden und den Friedensnobelpreis erhalten. Eine Gratulation

Seine Erfindung hängt in Stadien, Einkaufszentren, in jedem größeren U-Bahnhof und ist fast täglich im Fernsehen zu sehen. Die Szene geht so: TV-Ärzte schauen sich besorgt an, treten vom Krankenbett zurück. Plötzlich bäumt sich der Patient auf, weil ihn ein lebensrettender Stromschlag durchzuckt. Dann beginnt das Herz wieder zu schlagen. Der Kardiologe Bernard Lown, der an diesem Dienstag 90 Jahre alt wird, hat den Defibrillator erfunden und den Elektroschock als Therapie in der Kardiologie eingeführt. Für Ärzte ist er sowieso allgegenwärtig, die Einteilung der Herzrhythmusstörungen ist 'nach Lown' benannt.

Lown ist aber nicht nur weltberühmter Kardiologe, sondern auch ein Kämpfer gegen Ungerechtigkeit, atomare Gefahr und eine dem Kommerz verpflichtete Medizin. Für die von ihm gegründete Vereinigung 'Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges' (IPPNW) nahm er 1985 den Friedensnobelpreis entgegen. Lowns Widerstand gegen Ungleichheit und atomares Wettrüsten gemeinsam mit seinem sowjetischen Kollegen Evgeny Tschasow veranlasste das Wall Street Journal dazu, 1985 in einem Leitartikel zu fordern, das Nobelpreiskomitee solle sich nach dem Votum auflösen. Auch Kanzler Helmut Kohl appellierte damals an das Gremium, seine Entscheidung zu widerrufen.

Geradezu übermächtig wirkt Bernard Lown, dieser Arzt mit dem für ein einziges Leben viel zu vielseitigen Schaffen. Dabei muss man jetzt unbedingt die Wärme, diese Innigkeit von Bernard Lown erwähnen, sonst geht der Mensch verloren hinter all den revolutionären medizinischen Entdeckungen und Ehrungen. Und das würde Lown selbst am wenigsten wollen, denn er hasst es, wenn der Mensch in der Medizin verlorengeht.

Deshalb muss man betonen: Bernard Lown ist vor allem wunderbar gewinnend. Als Gast fühlt man sich sofort wohl in seiner Nähe, wie bei dem Onkel, auf den sich das Kind als Einzigen beim Familienfest freut. Oder wie bei dem Arzt, bei dem man sich in guten Händen weiß, weil er erkennt, was für einen gut ist. Lown weiß, was für die Menschen gut ist, besonders für ihre Herzen. Das bringt sein Beruf als Kardiologe wohl mit sich. Andererseits versteht er das Herz nicht nur als simplen Pumpmuskel, der mit Schläuchen und Strom in richtige Bahnen gelenkt werden kann. Für Lown ist das Herz mehr. Der Inbegriff des Menschlichen, auch wenn das kitschig klingt. Lown ist ein Menschenarzt, das muss angesichts mancher Exemplare der medizinischen Gattung erwähnt werden.

Lown verkörpert vieles, was einen guten Arzt ausmacht. Er beherrscht nicht nur die wissenschaftlichen Grundlagen seines Faches, sondern widmet sich seinen Patienten hingebungsvoll und ermutigt sie. Er bringt Fürsorge und etwas so altmodisch Klingendes wie Barmherzigkeit für sie auf. Gerade hat Lown von einem schwer kranken Patienten erzählt, den er 1959 behandelt hat. Jetzt sitzt er im Garten eines guten Freundes in Frankfurt, das Treffen ist schon eine Weile her, abends wird Lown einen Vortrag halten gegen den atomaren Wahnsinn auf der Welt. Dagegen kämpft er seit 35 Jahren, sein neuestes Buch 'Ein Leben für das Leben' handelt davon.

Aber wie kann er sich an einen Patienten erinnern, den er vor mehr als einem halben Jahrhundert zuletzt gesehen hat? Notizen? Kaum. 'Ich suche den Schlüssel', sagt Lown mit tiefer, warmer Stimme. Seine Frau Louise sitzt daneben und lächelt fein. 'Mit jedem Patienten verbinde ich etwas, seine besondere Geschichte, die merke ich mir. Außerdem sind Details ein Zeichen der Zuneigung.' Leider liegt der Garten von Lowns Freund, dem Internisten und Friedensaktivisten Ulrich Gottstein, in der Einflugschneise des Frankfurter Flughafens. Plötzlich aufkommender Lärm übertönt das Gespräch. Macht aber nichts, denn wenn Lown über Patienten redet, klingen selbst die Triebwerke der startenden und landenden Jets wie ein wohlig-beruhigendes Gummeln.

Und dann ist da dieses Lachen. Freut Lown sich, dann gluckst er mit seinem kehligen Bass. Wenn man die Augen schließt, klingt das so, als ob Henry Kissinger oder John Wayne vor einem sitzen und sich übermütig schütteln, was sie wahrscheinlich vor fremden Reportern eher selten getan haben.

Lown beschützt seine Patienten. 1978 hat er 'einen reichen Europäer' behandelt, wie er den Mann nennt. Der war zu allen kardiologischen Koryphäen weltweit gereist, die Experten waren sich einig, dass der Patient im nächsten halben Jahr operiert werden müsse, dringend. Lown untersuchte ihn, der Herzbefund war harmlos. 'Kommen sie in zehn Jahren wieder und gehen sie Kardiologen aus dem Weg, habe ich ihm geraten', sagt Lown und schmunzelt. 'Alle wollten nur sein Geld für ihre Forschung, ihre Institute, sich selbst.' Zehn Jahre später meldete sich der Mann aus Paris, gut gelaunt und beschwerdefrei.

Auch das macht einen guten Arzt aus, dass er sich auf die Kunst des Heilens versteht. Lown umreißt die Crux der modernen Medizin in wenigen Worten. 'Die meisten Ärzte sind so verunsichert, dass sie bei jedem Patienten

einen Ultraschall anfordern, ein Belastungs-EKG und eine Angiographie.' Dabei kann man viel billigere Medizin machen - und bessere. Die Menschen müssen nicht von Spezialist zu Spezialist geschickt werden, dabei gehen sie verloren. 'Lost, they get lost!' Lown betont das englische Wort für verloren mehrmals. 'Patienten wissen nicht mehr, was mit ihnen gemacht wird und warum. Sie werden immer unsicherer und ängstlicher und halten das Unwahrscheinliche für wahrscheinlich.' Gegen die zunehmende Profitorientierung der Medizin gründete Lown 1997 das 'Ad Hoc Committee to Defend Healthcare', da war er bereits 76 Jahre alt.

Lown kommt es darauf an, zum Inneren vorzudringen. Nicht zu den Herzkammern oder zu den molekularen Signalwegen der Zelle, sondern zu dem, was die Menschen tatsächlich bewegt. Den Schlüssel will er finden. Was die Menschen bewegt, das sind manchmal sehr elementare Dinge. Sie zu erkennen, das zeichnet einen guten Arzt aus. 'Wie kriege ich es hin, dass meine Freundin nicht schwanger wird, wollten die anderen Soldaten von mir wissen', erinnert sich Lown an seine Zeit 1954 in Tacoma. 'Deswegen haben sie mich geschützt.' Er war als junger Militärarzt in die Provinz strafversetzt worden, weil er nicht auf Fragen der McCarthy-Inquisitoren antworten wollte. Bereits während des Medizinstudiums in Harvard in den 1940er-Jahren war Lown der Fakultätsleitung aufgefallen. Er hatte sich geweigert, Blutkonserven nach solchen von Schwarzen und solchen von Weißen zu trennen, die jeweils nur für die eigene Volksgruppe zur Verfügung stehen sollten.

In Tacoma mussten freitags die Klos gereinigt werden, keiner meldete sich freiwillig. Der Offizier forderte immer Schwarze auf. Beim nächsten Mal trat Lown vor. 'Nein, Doc, Du nicht - wir machen das', riefen die anderen Rekruten. Fortan säuberten auch Weiße die Klos. Der Sergeant hatte Lown seitdem auf dem Kieker und forderte ihn zu 20 Liegestützen auf ('Give me twenty'), wann immer er ihn sah. Die Strafkolonien zeigten wenig Wirkung, sofort umringten Dutzende Soldaten den Arzt, verdeckten die Sicht und zählten laut bis 20, während Lown sich nur hinhockte. 'Diese Zeit machte mich zu einem besseren Arzt', sagt Lown heute. 'Ich habe dort so viel über Würde und menschliches Verhalten gelernt, das hätte ich mit fünf Harvard-Abschlüssen nicht mitbekommen.'

In Harvard wandte sich Lown, der 1935 aus Litauen mit seinen Eltern vor der drohenden Nazi-Übermacht in die USA geflohen war, erst den Hirnzentren zu, die den Herzschlag beeinflussen. Er forschte an Tieren und Medikamenten. Etlliche Rhythmusstörungen entdeckte er in den 1950er- und 1960er-Jahren. Und er revolutionierte die Therapie Herzkranker. Er holte Patienten mit einem Elektroschock zurück ins Leben. 1959 behandelte Lown einen Mann, bei dem immer wieder der Rhythmus entgleiste. Als Medikamente nicht mehr halfen, versuchte es der junge Arzt mit Strom. 'Elektrische Spannung für das Herz, das war damals gegen jede Lehrmeinung', sagt Lown. 'Mit Medikamenten hatte man Erfahrung, mit diesen konventionellen Methoden konnte man wenig falsch machen. Aber wir waren an den Grenzen der Medizin, betraten Neuland. Würde der Patient sterben, wäre nicht nur sein, sondern auch mein Leben verpfuscht.'

Der Patient und seine Frau wussten, dass ihn die Prozedur umbringen konnte. Lown schrieb in die Krankenakte, dass er allein die Verantwortung für den Eingriff übernehmen würde. Nachdem die Elektroschocks gesetzt worden waren, hörte Lown 'langsam, stark und regelmäßig ein Lab-Dab, Lab-Dab, diese Herzgeräusche versetzten mich in Verückung wie damals, als ich das erste Mal die Eröffnungstakte von Beethovens Fünfter gehört habe', erinnert sich der Arzt. In seinem Buch 'Die verlorene Kunst des Heilens' beschreibt er den Fall.

Der erste Patient, der mit einem Defibrillator behandelt wurde, starb allerdings drei Wochen später. Er war nach Florida aufgebrochen, da spielte sein Herzrhythmus erneut verrückt. Doch kein Arzt dort würde die neue Methode anwenden. Der Patient musste nach Boston zurück. Das Wetter war schlecht, Flüge wurden abgesagt und als er 24 Stunden später in Harvard ankam, war er nicht mehr zu retten. Lown machte sich Vorwürfe, den Patienten zu früh in den Urlaub gelassen zu haben. Ein Jahr tüftelte er an dem Defibrillator herum, verbesserte die Spannung. Bald hatte sich die neue Behandlungsmethode weltweit verbreitet, Millionen Menschenleben wurden so gerettet.

Ein guter Arzt erkennt, was die Menschen bewegt, aber nicht auf medizinische Gründe zurückzuführen ist. 'Gebt ihnen Arbeit, gebt ihnen Wertschätzung', sagt Lown. 'Armut und Ungleichheit sind die wichtigsten Gründe für Krankheit. Zwei Jahre nach jeder Wirtschaftskrise steigt die Zahl der Infarkte. Ärzte müssen auch deshalb politisch aktiv sein.' Lown hatte sich früh gegen Ungerechtigkeit eingesetzt. Einen politischen Arzt wie ihn hat es vielleicht seit Rudolf Virchow nicht mehr gegeben. Die Medizin ist eine soziale Wissenschaft, und die Politik ist nichts weiter als Medizin im Großen, hat Virchow gesagt. Lown kämpfte früh gegen Rassismus, 1962 gründete er die US-Vereinigung der 'Ärzte für soziale Verantwortung'. In seinem Wohnzimmer in Boston trafen sich seit Mitte der 1970er-Jahre Ärzte, die den Irrsinn des atomaren Wetttrüstens nicht mehr ertragen konnten.

Lown, damals längst ein berühmter Harvard-Kardiologe, ging auf seinen Moskauer Kollegen Evgeny Tschasow zu. Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges seien gerade Ärzte dazu verpflichtet, der Menschlichkeit Gehör zu verschaffen, überzeugte er den Russen. In Lowns Haus gründeten die Mediziner die Ärztevereinigung zur Verhinderung eines Atomkrieges, IPPNW. Als Lown und Tschasow 1985 den Friedensnobelpreis entgegennahmen, hatte ihre Gruppierung bereits 200000 Mitglieder.

Bei der Zeremonie in Oslo war allerdings kein Vertreter der US-Regierung anwesend. Der zweifache Nobelpreisträger Linus Pauling tröstete Lown, 'zu meinem Nobel sind sie auch nicht gekommen'. Lown musste aber nicht nur auf den Beifall seines Vaterlandes verzichten, er fürchtete sogar, verhaftet zu werden, als er auf dem Flughafen von norwegischen Polizisten empfangen wurde. Die Polizisten verstanden kein Englisch, Lown kein Norwegisch. Erst als Mitglieder des Nobelkomitees mit Blumen an die Landebahn kamen, klärte sich das Missverständnis auf.

Dem guten Arzt ist das Wort eine wichtige Therapie. Lown setzte es nicht nur gegen Militarismus und Wettrüsten, Ungerechtigkeit und Armut ein. Er kann auch mit 90 Jahren noch glaubhaft Zuversicht vermitteln, ohne alles rosarot zu übertünchen. Lown erlebte es oft, dass verängstigte Patienten ihn gleich nach der Untersuchung um einen neuen Termin in wenigen Wochen baten. Er riet ihnen dann, frühestens in zehn Jahren wiederzukommen. Falls die Patienten ungläubig zurückfragten, ob er das ernst meine, entgegnete Lown, dass er keinen Zweifel daran habe, dass sie so lange lebten. Später verkürzte Lown die empfohlene Wartezeit auf fünf Jahre - mit der Begründung, dass er, Lown, nicht mehr der Jüngste sei.

Von einem guten Arzt wünscht man sich die richtigen Rezepte. Keine Ermahnungen, sondern entkrampfende Hinweise, sich im Irrsinn des Alltags nicht noch verrückter zu machen. Sport, gar ins Fitness-Studio? Bernard Lown stöhnt. 'Ich rate Patienten davon ab.' Das hilft auch nicht gegen Todesangst. Eine bestimmte Diät? Bernard Lown verdreht die Augen. 'Was für ein Unsinn. Ich sage Patienten nie, dass sie keine Eier, keine Butter oder weniger Fleisch essen sollen.' Die Leute sollen ihrem Geschmack folgen. 'Wenn wir etwas genießen, ist es gut für uns. So einfach kann das Leben sein.'

Den Hinweis zum Sport will Lown dann korrigieren. Schließlich hat er in mehr als 55 Jahren, in denen er als Arzt praktizierte, Patienten gelegentlich doch zu Sport geraten. Aber nicht aus dem naheliegenden Grund. Sie wollen, dass ich für mein Herz mehr Sport treibe?, haben Patienten Lown gefragt. Nein, hat der Arzt gesagt, das ist eine zufällige Nebenwirkung. Ich mache mir keine Sorgen um ihr Herz, sondern um ihre Stimmung. 'Sport hilft wunderbar gegen schlechte Laune und ist eines der besten Gegengifte gegen Depression!'

Vor wenigen Jahren hat Lown aufgehört, Patienten zu behandeln. Bis dahin hat er jeden Mittwoch in Boston Sprechstunde abgehalten, mit einer Stunde Zeit pro Patient. Lown wollte ja verstehen, was die Menschen krank macht. Das kann ein Arzt besonders gut, denn er untersucht, was jemand sagt, fasst an. 'Manche Patienten haben zu mir gesagt, Lown, sie kennen mich besser als mein Psychiater. Das liegt wohl daran, dass man eine Grenze überschreitet, wenn man jemanden anfasst und er dann von sich erzählt.' Lowns Tätigkeit als Arzt nennt er sein Anti-Aging-Programm. Man erkennt sich selbst erst, wenn man mit anderen in Kontakt tritt und interagiert. Jetzt lächelt Lown und zitiert Goethe: 'Am Anfang war die Tat.'

Eine Tat haben ihm seine Patienten allerdings nicht verziehen - dass er mit 86 Jahren aufgehört hat zu praktizieren. 'Das ist eine Sünde, hat ein Patient mich beschimpft', sagt Lown. 'Ich könnte weiter Menschen helfen, weigere mich aber, es zu tun! Er werde sterben, wenn ich ihn nicht mehr behandle, hat er gedroht.' Lown riet ihm, sich einen neuen Arzt zu suchen, dem er vertrauen könne. Der Patient musste Blutverdünner nehmen. Nach einer Operation wurde das Mittel nicht wieder verordnet, das Blut verklumpte, der Patient starb am Schlaganfall. 'Das kann passieren, aber hätte ich ihn weiter betreut, hätte ich wohl darauf geachtet, das Medikament wieder anzusetzen.' Lown beschäftigt dieser Fall noch immer. 'Vielleicht habe ich zu früh aufgehört.'

WERNER BARTENS

Quelle

Verlag	Süddeutsche Zeitung
Publikation	Fernausgabe
Ausgabe	Nr.130
Datum	Dienstag, den 07. Juni 2011
Seite	16

Schließen